Nummer 89

Dienstag, 17. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

Psycho-Analyse

Die Seele der Frau

Von Selma Fischer

In den letzten Wochen beginnt mich die ständige Einsamkeit zu quälen. Sie lastet auf mir wie eine Krankheit, von deren Unheilbarkeit ich mich allmählich überzeugen muß. Denn es ist nicht vorauszusehen, wann mein Mann seine Arbeit beendet und wieder allgemeines Lebensinteresse haben wird. So wächst das Gefühl der Angst in mir, einer Angst, die sich gegen mein eigenes Inneres richtet, das mir täglich fremder und seltsamer seine wahre Gestalt enthüllt. In den Stunden ärgster Bedrängnisse schleiche ich an die Tür jenes Zimmers, hinter der mein Mann sitzt und sein Buch über das Seelenleben der Frau schreibt. Ich klopfe leise an, rufe seinen Namen, ohne gehört zu werden. Dann trete ich, getrieben von meiner leiblichen und seelischen Not, mutig ein, gehe zu ihm, neige mein Haupt über das seine, suche seinen Atem, seinen Kuß ..... Er hat mich noch niemals verstanden, mich immer barsch angefahren.

„Du sollst mich in diesen Stunden nicht stören. Oder willst du, daß ich vor dir das Zimmer verschließe wie vor einem Dienstboten?"

Nein, er soll das Zimmer nicht verschließen. Ich will ihn nicht mehr stören.

Nur die Angst, wie soll ich sie überwinden? Jene Furcht vor mir selbst, die an mir frißt wie eine unheilbare Krankheit?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist merkwürdig, mit welchen Augen ich seit einiger Zeit die Männer betrachte. Ohne Ehrfurcht, ohne Achtung, mit dem Lächeln einer versteckten, neugierigen Lüsternheit, die Verheißung in sich birgt. Ich bin immer von einem Gedanken, von einem Wunsch durchdrungen, ohne doch jemals ein unreines Weib gewesen zu sein. Schämte ich mich nicht früher, wenn mich Blicke trafen, welche mein Frauentum entwürdigten, meine Treue gering schätzten? Jetzt aber lächle ich mit lustverlangenden, brennenden Augen, welche durch meine Furcht nicht stiller werden. Ich tausche auch hier und da ein leichtfertiges Wort, einen Händedruck, und vergesse im Lärm eines Festes, was ich mir und meinem Hause schuldig bin. Aber noch immer ist das Aergste nicht geschehen, noch immer gehe ich so zu meinem Mann zurück, wie ich ihn verlassen habe. Dann lege ich wohl meine Hand auf die seine, ohne daß er fühlt, wie heiß und zuckend sie ist. Dann hebe ich meinen Blick zu ihm empor, ohne daß er sein Fieber, seine jammernde Not erkennt. Er küßt mich flüchtig auf das Haar, auf die Stirn. Fragt nach dem Fest, nach den Gastgebern und schickt mich wie ein Kind wieder fort.

„Später, Liebling, später. Jetzt bin ich zu sehr mit Eigenem beschäftigt."

Es ist, als spreche er zu einem unmündigen, albernen Wesen, es ist, als glaube er mich jeden Gefühles frei, das Verzweiflung zur Sünde machen kann.

Wie kann er über die Seele der Frau schreiben wollen, wenn er die seiner eigenen nicht einmal erkennt?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie haben gestern meinem Mann zu Ehren ein Bankett gegeben. Er hat sich aufgerafft und daran teilgenommen, mich am Arm wie seine gehorsame, dankbare Dienerin. Wir sind die Reihen der Männer entlanggeschritten, die ihn ehrten und selbst der Ehren würdig sind, und jene schreckliche Lust befiel mich wieder, die nicht weit von bösester Gemeinheit ist. Unter den Männern stand Klaus Goeritz, dieser junge und kluge Klaus Goeritz, über den die Gelehrtenwelt in letzter Zeit viel streitet. Er soll ein ähnliches Buch wie mein Mann schreiben. Ob auch er sich nur auf Theorien stützt? Warum aber sah er mich an und gab mein Lächeln zurück? Erkannte er das Zeichen auf meiner Stirn? O, lieber Gott, erkannte er meine Krankheit und die Symptome ihrer Unheilbarkeit?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich die ersten Worte mit ihm sprach, wußte ich, daß er es war, an dem ich nicht vorbeikommen konnte. In seiner Stimme lag eine herrische Knappheit, in seinen Bewegungen ein kurzer Befehl, und in seinen Augen, im Gegensatz zu seinem sonstigen Menschen, eine sanfte, hingebende Zärtlichkeit. Diese Zärtlichkeit lockte mich am stärksten. Immer und überall sah ich sie hindurchleuchten, wo andere nur Selbstbewußtsein und harte Energie erkannten. Ich berauschte mich in dem Gedenken dieser Sanftmut und Hingebung, dieser strahlenden Augen, welche den übrigen Mann Lügen straften. Doch war es ein gefährliches Sinnieren, dem Neugier und Unduldsamkeit folgte. Mir ist bange, daß Klaus Goeritz sich meiner erinnern könnte ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ist bange ...? Nein, das ist nicht wahr. Ich warte darauf und rechne mit allen Stunden, und wenn ich vor dem Spiegel stehe und mein Gesicht betrachte, frage ich mich, wie lange es wohl noch dauern wird, bis Klaus Goeritz seine Hände um meine Wangen legt und meine Lippen sucht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Klaus Goeritz hat meinen Mann aufgesucht, angeblich, um mit ihm zu „fachsimpeln". Ich habe während seiner Anwesenheit im Nebenzimmer gestanden und auf seine Stimme gelauscht, auf die knappe, befehlende Stimme, welche mich vom ersten Augenblick an zur Neugier aufgestachelt hat. Ich stand dem Spiegel gegenüber und lächelte mir mit weichen Augen zu, wie ich Klaus Goeritz anlächeln würde, wäre er jetzt bei mir. Aber ich weiß, es wird alles so kommen, wie es muß ...

Als ich das erstemal bei ihm war, ist es nicht nur das Sehnsuchtsfieber leiblicher Nöte gewesen, das mich restlos zu ihm getrieben hat, vielmehr stand irgendwo eine zage Hoffnung, ein müder Wunsch, den Menschen in ihm zu finden, welchem ich alles sein kann, und der seinerseits die Krankheit meines heißen Blutes erkennt und sie heilen kann. Nun aber, da ich ihn angehört habe, ist auch der letzte Glauben verschwunden. Nicht etwa, daß Klaus Goeritz schon ein einziges Mal unzart oder weniger liebevoll gegen mich gewesen ist. Im Gegenteil, seine Innigkeit, seine Güte steigert sich von Fall zu Fall, aber es geht mir so, wie einem Kranken, dem der Arzt täglich Besserung verspricht, und der doch den Verfall seines Leibes mit selbstquälerischer Deutlichkeit beobachten kann. Es muß nicht so sein, daß Klaus mich nur seines Buches wegen so zärtlich liebt, so innig „studiert", es ist sogar bestimmt nicht so, dennoch warte ich angstvoll auf den Augenblick, wo seine Augen kälter, seine Lippen zurückhaltender werden, und er mich mit einer höflichen Geste nach hause schickt. Zu meinem Mann? In die alte Einsamkeit, in das tote, kalte Leben zurück, in dem ich schon einmal erstarrt war, um ein schlimmes, unwürdiges Auferstehen zu haben? Mir graust vor diesem Dasein, vor dem Verlust von Klaus. Ein anderer wird ihm folgen, und wieder ein anderer, bis ich alt und welk und satt geworden bin, und ebensoviel Erfahrung um das Leben habe, wie die Mädchen, welche sich öffentlich auf den Straßen verkaufen. — Doch ich suche den anderen, den Nachfolger von Klaus, schon jetzt. Ich suche ihn, um nachher nicht allein zu sein, aus entsetzlicher Furcht vor dem Tage, wo Klaus mich nicht mehr streicheln, mir nicht mehr herzlich zureden wird. Soll sein Buch ein vollendetes werden, kann ihm doch nicht eine Frau genügen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das habe ich oft gedacht, sah ich einen unheilbar Kranken, wie gut es wäre, wüßte er seinen siechen und nutzlosen Tagen ein Ende zu machen. Warum erträgt er sein Leben, das außerhalb aller gesunden Natur steht? Um das Schwächerwerden seines Atems, die Kraftlosigkeit seines Herzens zu beobachten? Um mit eingesunkenen Augen Poren und Farbe seiner Haut zu studieren, unter der die Verkalkung seines Blutes rapide vorschreitet? Es gehört gewißlich Mut zu der einen, zu der letzten Tat. Aber gilt es nicht nur eine einzige Minute?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bringe den Mut auf, ich muß ihn aufbringen, weil meine Krankheit ihren Höhepunkt erreichte und nun zum Tode führen muß. Diesen Tod, der ein schrecklicher sein wird, will ich nicht erwarten. Ich muß dem Schicksal vorgreifen, das mir gegenüber seine abstrakte Form verließ und wie ein gräßliches, lebendes Wesen mit langen Fangarmen nach mir greift. Ich liebe meinen Mann — — ich liebe Klaus Goeritz — — und bin gestern bei einem dritten gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ganz still im Hause. Mein Mann ist in einem Vortrag, die Mädchen sind zum Tanz. Nur der Hund liegt auf dem Fell zu meinen Füßen und schläft. Ich sitze am Schreibtisch meines Mannes und blättere in dem Buche, an dem er arbeitet, lese aufmerksam das Geschriebene, vertiefe mich in jedes Wort und kann doch nichts begreifen. Alles, was dort aufgezeichnet wurde, ist Gelehrsamkeit, akademische Weisheit, aber kein Leben, keine Wirklichkeit, nicht einmal Gesetz. Mein Mann wußte wohl um die Formel Bescheid, von der Seele des Weibes aber war er weit entfernt, weil er ihrem psychischen Menschen zu kühl gegenüber stand, um durch Ergründung dessen in ihr Blute, das sich in ewiger Unterbrechung, in heftigsten Wallungen befindet. Wer die Stunde erkennt, welche der Frau Leben oder Tod bedeuten kann, hat das Mittel in der Hand, sie zum Leben zu führen. Wer aber erkennt sie? Oder wessen Erbarmen ist so groß, daß er Opfer bringen mag, die seinem eigenen Dasein störend sein könnten? Mein Mann muß, soll seine Schrift eine wahrhaftige werden, noch viele Aenderungen an ihr vornehmen. Aber nach der Tat wird er meine Seele erkennen und damit die Nöte aller Frauen. Er wird barmherziger, gütiger werden, denn wie soll einer ein Seelenarzt sein, wenn er nicht um Barmherzigkeit und Güte weiß? — — Es hat zehn geschlagen. Mich überfällt ein leichtes Frösteln, eine törichte Feigheit vor dem letzten. Ich rede mir selbst, wie einem ängstlichen Kinde, Mut zu. Greife nach der kleinen, spitzen Scheere — „Mut" flüstere ich, „Mut! Es ist nur ein Augenblick, nur der Gedanke eines Traumes." Das spitze Instrument fährt weich und willig in meinen Arm, durchtrennt die Pulsadern — es schmerzt mich nicht, es ist wirklich nur wie der Gedanke eines Traumes. Das Blut sickert wie ein roter, glänzender Faden dahin, feuchtet die Blätter der Handschrift meines Mannes, tränkt sie mit seiner Wärme, seiner letzten Glut. Ich kann nicht mehr lange schreiben, meine Augen werden müde, mein Kopf ist gedankenlos, doch hätte ich gern auch über die letzte Minute meinem Mann Bericht hinterlassen. Der Tod hat nur Gutes ...

Dieses „Mütterwerden" hat etwas unendlich Süßes, Friedliches an sich. So — schlief — ich — ein — als Kind — wenn die Mutter — mich — in — — den Schlaf sang — —

Ich möchte, daß die Welt mich begriffe, daß mein Mann mir verziehe.

Aber er soll die erste Schrift vernichten, er soll

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus meinem Blute soll er lesen, was ich gelitten habe, was die Frau leidet. Er soll — — — — barmherzig sein — —

Barmherzig sein!

Der Weckruf

EIN ROMAN AUS DEM SÜRMJAHR 1848 VON FRIEDRICH CARL KELLERMANN

[14. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Neue Massen strömten aus den umliegenden Straßen herbei, so daß auf dem Spittelmarkt ein gewaltiger Menschenkäuel versammelt war, der sich nur langsam löste und mühsam fortbewegte. Jünglinge, fast noch Knaben, schritten hier neben ergrauten Männern, Greise neben rüstigen Gestalten, die in ihren kräftigsten Jahren standen. Und wie die Lebensalter, so waren auch die Lebenskreise verschieden, aus denen sie herkamen, hier der Mann aus dem Volke, dem man seine Hantierung anmerkte, dort der Künstler, der Gelehrte, hier der biedere Handwerker und dort der Kaufmann, der Angestellte, der Techniker und der Student. Alle beseelte ein Gedanke, alle hatten ein Ziel: Die Freiheit, das Glück des Vaterlandes.

Wie Meeresbrausen tönte es von den Stimmen der Tausende über den Platz hin, wie eine große Verheißung strahlte die Sonne vom blauen Frühlingshimmel ihren warmen Glanz hernieder und wie ein lockendes Flüstern wehte der Südwind Freude und Hoffnung in die Herzen. Doch man sah neben der heiteren Zuversicht auch den Ernst, den stählernen Mut, den unbeugsamen Willen zur Tat in den entschlossenen Mienen, konnte auf anderen Gesichtern den Ausdruck der Sorge, des Schmerzes, der Trauer lesen, und aus so manchem Auge blitzte der Zorn, die Wut. In ihnen allen aber lebte das große Gefühl von der Bedeutung der Stunde.

Auch Rudolf wurde von dieser allgemeinen mächtigen Empfindung ergriffen, sein Herz hob sich in dem Bewußtsein, aus innerster Ueberzeugung diese gewaltige Volksbewegung bejahen zu können, ohne Zaudern und Bedenken, ohne Einschränkung. Dieser Weg, den sie alle gingen, war auch sein Weg, ihr Ziel auch sein Ziel. In geradezu festlicher Stimmung langte er in dem politischen Klub an.

Sein Schwager erwartete ihn bereits. Er befand sich in eifrigem Gespräch mit mehreren Männern, denen Rudolf vorgestellt wurde und die ihn als den Verfasser der Broschüre „Das Erwachen" freudig willkommen hießen. Bald gesellte sich Herr Anselm Krause zu der Gruppe, begrüßte Rudolf herzlich und teilte ihm triumphierend mit, daß die Broschüre inzwischen freigegeben sei!

Es war in dem engen Raum gedrängt voll, das Durcheinander der vielen Stimmen, kräftig betonte Schlagworte, einzelne wirkungsreiche Wendungen lenkten Rudolfs Aufmerksamkeit bald hier-, bald dorthin. Aber bald fesselte ihn die wilde Beredsamkeit eines hochgewachsenen Mannes in mittleren Jahren des eigenen Kreises, der ihm vorhin als ein Herr Alexander Held vorgestellt worden war.

„Ich sage Ihnen," sprach dieser Mann mit feuriger Stimme, „die Deputation unserer ehrenwerten Stadtväter wird wieder unverrichteter Sache zurückkehren. Passen Sie auf, meine Herren: Seine Majestät wird uns mit einigen verbindlichen Redensarten, mit unverbindlichen Versprechungen, wie immer, abspeisen — und alles bleibt beim Alten. Nein, so kann das nicht weitergehen! Heute muß etwas Entscheidendes geschehen! Heute oder nie! Auf, meine Freunde! Wir müssen uns bis zum äußersten für unsere Ideale einsetzen, furchtlos und ohne Scheu. Heute gilt es, durch unerbittlichen Kampf unser Ziel zu erreichen: Per aspera ad astra!"

Ein brausender Beifall der ganzen Versammlung, Bravo und Händeklatschen erscholl. Die Versammlung brach auf und im nächsten Augenblick befand sich Rudolf zwischen Dr. Wagner und Herrn Anselm Krause auf der Straße inmitten des großen Zuges zum Schloß hin.

Rudolf hatte gerade noch Gelegenheit gefunden, seinem Schwager von dem Auftritt im Hause des Kommerzienrats Mitteilung zu machen, Nachrichten, die Dr. Wagner mit grimmigem Humor aufnahm. Nun befand man sich inmitten einer unübersehbaren Menschenmenge auf dem Schloßplatz.

Man hätte glauben können, an einer großen festlichen Veranstaltung teilzunehmen, so heiter bewegt war die allgemeine Stimmung in dem sonnigen Frühlingswetter. Von der anderen Seite des Schlosses drang ein tausendstimmiges „Hoch" herüber, es hieß, der König habe sich auf dem Balkon über, es hieß, der König habe sich auf dem Balkon gezeigt. Gleichzeitig aber erschienen zwei Bataillone Garde-Infanterie und mehrere Eskadrons Garde-dragoner, sowie Artillerie mit acht Geschützen auf dem Plan, die zur weiteren Verstärkung des Militärs in die Schloßhöfe einzogen.

„Militär zurück!" tönte es, und dieser Ruf pflanzte sich fort und wiederholte sich unaufhörlich, bis ein ungeheures Lärmen entstand. Plötzlich wurde vom Schloßportal eine dröhnende Stimme laut, die das Publikum aufforderte, sich zurückzuziehen! Rufe flammender Entrüstung antworteten, es begann ein Toben und Schreien, das ohne Unterbrechung andauerte, und ins Unbeschreibliche wuchs, als gleich danach eine Schwadron Gardedragoner durch das Schloßportal IV über die Schloßfreiheit nach dem Schloßplatz vorrückte, um den Platz zu säubern.

Die Menschenmenge wurde nach allen Seiten auseinandergedrängt, als die Reiter rücksichtslos in den Haufen hineinsprengten. „Militär zurück!" rief es fortwährend, einige Gruppen beherzter Männer warfen sich brüllend und tobend mit erhobenen Stöcken den Angreifern entgegen, griffen nach den Zügeln der Pferde. Doch da rückte eine Kompagnie Gardeinfanterie aus dem Schloßhof vor, das Rasseln der Ladestöcke, dumpfer Trommelschlag verkündete den Ernst der Lage. Durch das überlegene Zusammenwirken der Truppen leerte sich freilich der Schloßplatz bald. Die Menge drängte in die umliegenden Straßen zurück oder sie stand, eng zusammengepreßt, an dem äußersten Rand des Platzes gegen die Häuser gedrückt. Doch auch sie sollten von dort entfernt werden, das Militär rückte gegen sie unerbittlich weiter vor. Plötzlich fielen militärischerseits Gewehrschüsse, und wilde Entsetzensschreie, Kreischen, Toben, Kommandorufe, schollen durcheinander. Die Empörung wuchs zur Raserei, „die Truppen schießen auf das wehrlose Volk! Verrat! Verrat! Zu den Waffen! Barrikaden! Rächt das vergossene Bürgerblut!" rief es von allen Seiten, der Sturm schwoll zu einem Orkan, die große Stunde des Kampfes um die unveräußerlichen Volksrechte hatte geschlagen. ...

XIV.

Dieser Nachmittag, der 18. März, hatte Berlin in ein Schlachtfeld verwandelt, auf dem mit äußerster Wut und Erbitterung um den Sieg gerungen wurde. Die blutigen Straßenkämpfe dauerten ununterbrochen an und erreichten in der Nacht zum 19. März ihren Höhepunkt.

Rudolf befand sich mit seinem Schwager und Herrn Anselm Krause im Brennpunkt der furchtbaren Geschehnisse. Er hatte sich unermüdlich am Bau von Barrikaden, an der Bewaffnung des Volkes und an der todesmutigen Verteidigung der errichteten Standpunkte beteiligt, hatte Schulter an Schulter mit seinen Schicksalsgenossen Pflastersteine aufgerissen, Sandsäcke geschleppt, Kürsliqed ausgehoben, um die feste Basis für den immer wieder erneuten Widerstand zu gewinnen, gegen den die Truppen mit brutaler Gewalt vorgingen. Jetzt stand er mit seinen Freunden auf der gewaltigen Barrikade, die unter der Leitung eines ebenso tollkühnen wie kalt berechnenden Mannes, des Mechanikers Siegrift, in der Breiten Straße errichtet war. Sie schien uneinnehmbar. Zweimal stürmten die Soldaten vergeblich gegen den starken Bau, gegen die tapfere Verteidigung an, beide Male wurden sie mit blutigen Verlusten zurückgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Tanz vor der Orgel

Der Tanz, Urahn der schauspielerischen Darstellung, hat seine Wiege in den Heiligtümern der Alten. Altar und Orgel haben seine Jugend umstanden. Es war daher ein tanzkunsthistorisch interessanter Versuch, den Ewe Warren im Blüthner-Saal unternahm: Tanzdichtungen aus der Orgelmusik zu komponieren. Aber wenn der religiöse Tanz bei der Bara aus einer Verschmelzung von Religiosität und jenem göttlichen Funken entsteht, der einem eben eingeboren sein muß, wird der Tanz der Ewe Warren allzusehr vom Gerüst der Absicht getragen. Es ist keineswegs nur technische Unzulänglichkeit, die Willen und Leistung nicht zum Einklang gelangen läßt. Daß ihre Hände ausdrucksvoll im Handgelenk erstarren und daß diese steinerne Gebärde am fließenden Körper schließlich unerträglich wird, daß ihr Tanz ermüdet, weil sie alle Gesichte mit der kurzen Skala eines tänzerischen Dogmas gestalten will, das alles wäre nicht das Entscheidende, denn sie könnte darüber hinauswachsen. Aber bedenklicher ist der Mangel an innerem Können, der sich im Einstudierten dokumentiert. Gelingen ihr auch einige Momente priesterlicher Verklärung, so vermißt man doch ein Aufgehen in Gottes Antlitz. Die Pathetik ist bei ihr vor dem Inhalt, nicht aus dem Inhalt. Und daher steht man ihrem Tanz innerlich kaum berührt wie einem ausdrucksschönen Götzendienst zu, anstatt Augen und Herz in den Gottesdienst gezwungen zu fühlen. — Die klangschöne und seelenstarke Orgelmusik Ottheinrich Strohmeyers brachte H. Sagerer zu vollendetem Vortrag. zie.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Meiter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppner-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Grätz-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung